

Der gute Ökonom

Marc Chesney, Professor für Finance, kritisiert seine Zunft: Der blinde Glaube an den freien Markt wurde durch die Finanzkrise ad absurdum geführt. Jetzt verlangt Chesney eine «ökonomische Aufklärung». Von Thomas Gull

Einer dieser trüben Winternachmittage. Wir sitzen im Büro von Marc Chesney an der Plattenstrasse in Zürich. Das Büro ist geräumig und hoch, eine ehemalige Bürgerwohnung, die umgenutzt wurde. Chesney, akkurat in Anzug und Krawatte, das Haar fein säuberlich zurückgekämmt, vielleicht geliebt. So stellt man sich einen Professor der Finanzwissenschaft vor: gepflegt und distanziert. Denn man weiss es ja aus den Lehrbüchern: Die beste aller ökonomischen Welten ist der freie Markt, der sich selbst reguliert. Das heisst: Das Klügste ist, sich gar nicht einzumischen und den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Der Schein trügt. Der freie Markt ist ausser Rand und Band, und mir gegenüber sitzt ein «homme engagé», der das ändern möchte. Der Genfer Chesney ist seit 2003 Professor am Institut für Banking und Finance, seit 2008 Vizedirektor. Vorher war er Professor in Paris. Nach Zürich zog es ihn wegen des exzellenten Rufs der Universität und der Lebensqualität, welche die Stadt bietet. Das sei wichtig für ihn und seine Familie mit den drei Kindern, sagt er.

Blinder Glaube an den freien Markt

Wir treffen uns, um über die Finanzkrise, die seit 2007 eine Katastrophe nach der anderen verursacht, zu sprechen. Chesney vergleicht die Krise mit einer Pandemie. Die Finanzwissenschaftler sieht er in der Rolle von Medizinprofessoren. Während die Gesellschaft bei einer Pandemie von den Ärzten erwartet, dass sie eine aktive Rolle spielen, halten sich die Finanzprofessoren bei der aktuellen Finanzkrise sehr zurück. Das hat wahrscheinlich mit ihrem Selbstverständnis zu tun. Vor allem aber mit der Ideologie, die das ökonomische Denken auch an den Universitäten beherrscht: dem Neoliberalismus mit seinem blinden Glauben an den freien Markt. Verkörpert wird dieser durch die so genannte Chicagoer Schule. Deren berühmtester Exponent, Milton Friedman,

beschrieb ihr Credo so: «Chicago steht für den Glauben an den freien Markt und die Skepsis gegenüber Eingriffen des Staates in die Wirtschaft.»

Aus dieser Perspektive ist Marc Chesney ein Häretiker, denn er hält klipp und klar fest: «Die Finanzkrise hat gezeigt, dass die Annahme, die Märkte seien effizient und regulierten sich selbst, falsch ist.» Das grundsätzliche Problem sei, so Chesney, dass das heutige Finanzsystem eines der Grundprinzipien des Kapitalismus nicht

mehr respektiere: «Wer Risiken eingeht, sollte sie auch selber tragen. Doch für die Risiken, die Investmentbanken oder Hedge Fonds in den vergangenen Jahren eingegangen sind, haben häufig die Steuerzahler, die Aktionäre, die Kunden und die Angestellten bezahlt. Dies widerspricht dem Geist des Kapitalismus.»

Chesney hält weiter fest: «Eigentlich sollte die Finanzindustrie der Realwirtschaft und der Gesellschaft dienen. Das bedeutet vor allem: Die Banken sollten die profitablen Investitionsprojekte der Realwirtschaft finanzieren. Da sind sie heute nicht besonders erfolgreich. Statt den Unternehmen ausreichend Kredite zu gewähren, investieren viele ihr Kapital in komplexe Finanzprodukte.» Mit grotesken Folgen: Der Nennwert der derivativen Finanzprodukte, die weltweit gehandelt werden, entspricht mittlerweile etwa dem Zehnfachen des globalen BIP. «Das ist ungesund und vor allem: sehr gefährlich.» Für Chesney ist deshalb klar: «Es braucht neue Regulierungen.» Dazu gehört unter anderem, dass Geschäfts- und Investmentbanken aufgeteilt werden sollten, wie es in den USA bis zum Jahr 1999 der Fall war («Glass-Steagall Act»). «Wenn die

Investmentbanken im Casino spielen, dürfen sie mindestens keine öffentliche Deckung erhalten», betont Chesney. Der Fall der UBS steht hierzulande für die Konsequenzen, die das Zocken der Investmentbanker haben kann. Während die Schweiz noch glimpflich davongekommen ist, hat es andere Staaten schlimmer erwischt: Sie mussten sich noch höher verschulden, um ihre maroden Banken zu retten.

Deshalb verlangt Chesney ein radikales Umdenken. Das muss in der Wissenschaft beginnen: «Wie von Medizinprofessoren erwarten Gesellschaft und Politik von uns einen Beitrag dazu, wie die Finanzprobleme gelöst werden können.» Der Zürcher Finance-Professor gehört zu den führenden Köpfen, die eine Neuorientierung der Wirtschaftswissenschaften vorantreiben. Er ist einer der Autoren und Erstunterzeichner des Aufrufs «Sustainable and Responsible Finance»

«Investmentbanken sind Risiken eingegangen, bezahlt haben häufig Aktionäre und Steuerzahler. Das widerspricht dem Geist des Kapitalismus.» Marc Chesney

(nachhaltige und verantwortungsvolle Finanzwissenschaft), der im März 2011 lanciert wurde. Darin wird die «Scheuklappenmentalität» der herrschenden Lehre in den Finanzwissenschaften angeprangert (Chicago School), die nach wie vor ein «Quasimonopol in der akademischen Welt» beanspruche.

Der Aufruf kritisiert den dogmatischen Charakter der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre und verlangt eine neue Vielfalt des Denkens. Als Autoren zeichnen 19 Professorinnen und Professoren aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Spanien und Belgien. Chesney ist der einzige Zürcher Professor. Zu den Mitstreitern gehört auch Rajna Gibson, die bis 2008 Professorin in Zürich war und heute in Genf lehrt. Mittlerweile haben mehr als 400 Personen, zumeist aus der akademischen Welt, den Aufruf unterzeichnet.

Ruin statt Wohlstand

Chesney hat auch das im November 2011 publizierte «Basler Manifest zur Ökonomischen Aufklärung» mit verfasst. Es schlägt in die gleiche Kerbe wie der Aufruf. Das Manifest schlägt konkrete Massnahmen vor und kritisiert «die quasi-



religiöse Überhöhung des Marktes durch die neoliberale Glaubenslehre» und die damit verbundene Wirtschaftspolitik. Verlangt wird eine ökonomische Aufklärung, welche die «Gefahr des Glaubens an die Unsichtbare Hand ans Licht bringt». Die «Unsichtbare Hand» ist die Metapher, die der Urvater der liberalen Ökonomie Adam Smith in seinem Werk «Der Wohlstand der Nationen» (1776) für den freien Markt verwendete, der wie von unsichtbarer Hand dafür Sorge, dass das eigennützige Handeln der Einzelnen zum Wohl der Gesellschaft beiträgt. Wie die Finanzkrise gezeigt hat, ist das heutzutage ein Irrglaube. Die egoistische Gewinnmaximierung der Finanzjongleure hat nicht das Gemeinwohl gemehrt, sondern die Weltwirtschaft an den Rand des Abgrunds gebracht und viele Staaten ruiniert.

Boni für Controller

Damit soll jetzt Schluss sein. Der ungebremste Egoismus des Einzelnen, der sich, koste es, was es wolle, bereichern kann, ist aus der Sicht Chesneys eine Krankheit, die geheilt werden muss. Einige Rezepte gibt es bereits, an anderen wird noch gearbeitet. Die Massnahmen, die von Chesney und seinen Kollegen vorgeschlagen werden, haben zum Ziel, die Finanzmärkte zu stabilisie-

ren und berechenbarer zu machen. Um ihre Aufgabe im Dienst der Realwirtschaft zu erfüllen, sollte der Finanzsektor reguliert werden und weniger komplex sein. Zu diesen vorgeschlagenen Massnahmen gehören eine Transaktionssteuer, die Zertifizierung von Finanzprodukten und Boni für Controller.

2 Milliarden Dollar, jährlich rund 550 Milliarden Dollar an Steuern generiert.» Es ist durchaus möglich, dass eine solche Steuer in der Euro-Zone für Aktien eingeführt wird. Die Staatschefs von Deutschland und Frankreich, Merkel und Sarkozy, haben sie bereits diskutiert.

Die Zertifizierung von Finanzprodukten durch eine unabhängige Institution würde dazu dienen, Finanzprodukte, die schädlich sind für die Realwirtschaft und die Gesellschaft, nicht zuzulassen. Boni für Controller, die helfen, Verluste zu vermeiden, statt für Trader würden diese motivieren, genauer hinzuschauen und den Beruf attraktiver zu machen: «Meine Studierenden wollen alle Trader und nicht Controller werden. Als Controller gibt es keine Boni, mit denen man sich einen Porsche kaufen kann», erzählt Chesney. Für ihn ist aber noch etwas anderes wichtig: «Die Studierenden an den Universitäten müssen lernen, dass es Wertvorstellungen gibt, die sich nicht nur an finanziellen Kriterien orientieren.»

Entscheidend wird sein, wie sich die Politiker verhalten. Sie werden die Regulierungen beschliessen müssen. «Das braucht Mut», sagt Chesney, «denn die Finanzlobby ist sehr stark.» Bis vor kurzem versorgten die Interessenvertreter der Investmentbanken die Politiker einseitig mit

Informationen. 2011 wurde mit Finance Watch in Brüssel eine unabhängige Organisation als Gegengewicht zur Finanzlobby gegründet, die eine alternative Sicht auf Finanzfragen präsentiert.

Chesney will auch das Bewusstsein der künftigen Finanzmarktspezialisten, die an den Universitäten ausgebildet werden, schärfen: «Wir müssen die Probleme im Unterricht thematisieren», betont er. «Statt nur die positiven Aspekte der Finanzmärkte zu zeigen, sollten wir auch die negativen beleuchten. Beispielsweise werden derivative Finanzprodukte oft nur als Absicherungsinstrumente präsentiert, obwohl sie in Wirklichkeit auch Systemrisiken erzeugen.» Das Umdenken wird Zeit brauchen.

Im Moment erscheint das Ringen um einen Gesinnungswandel in der Wirtschaftswissen-

schaft noch wie ein Kampf von David gegen Goliath. Die Gruppe um Chesney ist noch klein, und die grosse Frage ist, was in den USA passieren wird. Dort gibt es zwar auch bereits kritische Stimmen wie etwa diejenige der Nobelpreisträger Stiglitz und Krugman. Auch in die Reihen der Studierenden scheint Bewegung zu kommen. So verliessen in Harvard Studierende eines Ökonomie-Einführungskurses die Vorlesung, weil sie mit der dort vermittelten eingeschränkten ökonomischen Sichtweise nicht einverstanden waren.

Gegen den Mainstream

Doch die Chicago School ist nach wie vor übermächtig, und sie dominiert auch die A-Journals, die tonangebenden wirtschaftswissenschaftlichen Zeitschriften, in denen publizieren muss, wer Karriere machen will. Für Chesney wäre es deshalb wichtig, eine neue Zeitschrift zu gründen, in der auch andere Ideen Platz haben. Deren Erfolg wird davon abhängen, ob sie von der Wissenschaft und der Politik anerkannt wird: «Wenn bei Berufungen auch in Zukunft nur auf Publikationen in den herkömmlichen Journals geschaut wird, lohnt sich der Aufwand nicht.»

Gerade für junge Ökonomen sei es schwierig, sich gegen den Mainstream zu stellen, sagt Chesney: «Sie brauchen die Publikationen in den wichtigen Journals für ihre Karriere.» Er selber will sich weiter exponieren. Wenn möglich noch in diesem Jahr wollen Chesney uns seine Mitstreiterinnen und Mitstreiter einen Aktionsplan präsentieren, der aufzeigt, wie die Finanzindustrie reguliert werden soll. Seine Forschung wird der Finance-Professor auch in diese Richtung orientieren. «Das wird es mir nicht erleichtern, in bestimmten Journals zu publizieren», sagt er. «Wenn mir meine Kinder dereinst Fragen zur Lage der Welt und die Verantwortung unserer Generationen stellen sollten, möchte ich ihnen sagen können, dass ich nicht im Elfenbeinturm geblieben bin und dass mein berufliches Ziel nicht nur auf die Publikationen in wissenschaftlichen Journals begrenzt war.» Chesney lacht: «Ich möchte sagen können: Ich habe versucht, etwas zu verändern.» Ob es gelingt, wird sich zeigen.

Kontakt: Prof. Marc Chesney, marc.chesney@bf.uzh.ch

«Ich möchte meinen Kindern dereinst sagen können, dass ich nicht im Elfenbeinturm geblieben bin und versucht habe, etwas zu verändern.» Marc Chesney
